
Warum und welcher Patriotismus unverzichtbar ist

Werner J. Patzelt

Das Thema und sein Hintergrunddiskurs

Patriotismus kommt vom lateinischen Wort ‚patria‘. Es bezeichnet das Vaterland, die Heimat. Dort wächst man auf, schlägt Wurzeln, fühlt sich zugehörig. Und wer eine solche ‚patria‘ besitzt, der möchte dort meist auch ein gutes Gemeinwesen bestehen sehen. Nicht selten will man zu dessen Gedeihen auch selbst beitragen. Genau das meint Patriotismus, übrigens seit dem 18. Jahrhundert: ‚Patriotische Gesellschaften‘ hießen viele der frühen bürgerlichen Akademien, welche sich die Förderung der Wohlfahrt ihres Landstrichs zum Ziel setzten.

Vermutlich wird es auch in absehbarer Zukunft für die allermeisten ein Vaterland, eine Heimat geben. ‚Transnationale‘ Identitäten dürften hingegen Sache von Minderheiten bleiben. Von ihnen her das Zusammenleben aller gestalten zu wollen, wäre darum verfehlt. Also wird es auch künftig die tätige Zuneigung zur ‚patria‘, wird es auch weiterhin Patriotismus geben. Die Frage, ob es ihn brauche, stellt sich darum in gewisser Weise gar nicht – ebenso wenig wie die Frage, ob die Phasen des Mondes oder die einander abwechselnden Jahreszeiten verzichtbar wären: Es gibt das alles einfach.

Doch bei unserem Thema geht es nicht um Patriotismus schlechthin, sondern um den auf die *Nation* bezogenen Patriotismus: Soll man zu seiner Nation ein freund-

schaftliches inneres Verhältnis nicht nur haben, sondern auch pflegen und zeigen? Auf viele Deutsche wirkt bereits diese Denkfigur befremdlich: Gehört man seiner Nation nicht einfach an, und zwar selbst gegen seinen Willen – und darum ohne Anlass, das obendrein noch gut zu finden? Sicher ist eine Nation auch ein Abstammungsverband, denn natürlich bleiben die in Deutschland geborenen Kinder von Kanadiern, Italienern und Polen, trotz ihrer durch Geburt erworbenen deutschen Staatsangehörigkeit, weiterhin Kanadier, Italiener und Polen. Sie müssten sich später schon willentlich aus ihrer bisherigen Nation lösen, um nichts anderes mehr als Deutsche zu sein. Ein solcher Entschluss aber wirkt, wie die Erfahrungen aller Einwanderungsstaaten zeigen, bis in die zweite und dritte Generation nach. Trotzdem kann eine Nation auch mehr sein als ein Abstammungsverband: nämlich eine kulturelle Gemeinschaft, der man nicht nur durch Geburt, sondern außerdem kraft eigenen Wunsches angehören kann, aus deren Traditionen man für sich selbst Gutes zu gewinnen vermag und auf deren einende Grundwerte man sich darum einlässt – bis hin zum politischen Eintreten für sie.

Doch selbst die Vorstellung von einer so gearteten Nation ändert nichts an der Verstörung vieler Deutscher, wenn die Rede auf nationalen Patriotismus kommt. Dabei verstört weniger die Vorstellung eines gelebten Patriotismus im allgemeinen, denn kaum ein Deutscher wird im Ernst bestreiten, dass zu Polen polnischer, zu Frankreich französischer und zu den USA US-amerikanischer Patriotismus gehört – gestern, heute, morgen und für alle absehbare Zukunft. Doch in Diskussionen von Deutschen über Deutschland wirkt die Frage, ob es auch deutschen Patriotismus geben könne, geben dürfe oder gar geben solle, nicht wie ein Sophistenstreit, sondern wie wichtiges Thema.

Tatsächlich liegt der Debatte um deutschen Patriotismus eine Hintergrundannahme zugrunde, die zwar meist

unausgesprochen bleibt, von deren trotzdem unterstellter Vernünftigkeit aber die ganze Plausibilität der Diskussion abhängt. Die sie tragende Vermutung geht dahin, dass in Deutschland, und eigentlich nur oder vor allem in Deutschland, Patriotismus etwas potentiell Gefährliches sei, sozusagen ein wildes Tier, das man besser schlafen lasse. Im Grunde gäbe man diesem wilden Tier mit ‚Patriotismus‘ auch den falschen Namen: Um *Nationalismus* gehe es im Grunde, der – vom Schläfe erwacht – sich hierzulande recht unwiderstehlich zunächst in Chauvinismus verwandele und dann in Rassismus. Diesbezüglich gebrannte Kinder wie die Deutschen sollten nun aber das Feuer scheuen – und darum denn doch, anders als andere Nationen, sich ernsthaft die Frage stellen, ob es ohne Patriotismus nicht auch gehen könne. Der Hintergrunddiskurs kreist also um die Frage, ob die Deutschen ihre Nation nicht besser loswerden sollten, um anschließend, gewissermaßen wie vor dem Sündenfall von Bismarcks Reichseini-gung, einesteils wieder Bayern und Sachsen, Pfälzer oder Hanseaten zu sein – und andernteils, auf der nächsten wichtigen politischen Integrationsstufe, eben Europäer. Dergestalt streiften die Deutschen im sich einigenden Europa ihre unglückliche Nation und schlimme Nationalität wieder ab, falls sie sich nur ehrlich genug auf den Weg in eine postnationale Republik machten.

Es braucht nicht viel vergleichende Bemühungen, um sich das phantastisch Einzigartige eines solchen Sonderweges klarzumachen. Ist Frankreich, ist Italien auf dem Weg in eine postnationale Zukunft? Und wie antworteten wohl die intellektuellen Eliten Tschechiens, Polens oder gar der wieder entstandenen baltischen Staaten auf die Frage, wozu es im Rahmen der Europäischen Union denn Nationen überhaupt, und zumal die ihre, fortan geben müsse? Doch bestimmt mit der Gegenfrage, ob man noch bei Trost wäre! Und was meint zur Verzichtbarkeit der eigenen Na-

tion eigentlich die Mehrheit der Deutschen – und insbesondere jener Deutschen, die mit dem Ruf ‚Wir sind ein Volk!‘ einst den Weg zur Wiedervereinigung öffneten? Vermutlich, dass Vorbehalte gegen die Nation und gegen auf sie bezogenen Patriotismus zu pflegen ein recht wunderlicher, gar ärgerlicher Zeitvertreib der intellektuellen Eliten und eines Teils der politischen Klasse sei! Tatsächlich fühlt Deutschlands Bevölkerung sich von ihren Eliten oft dort im Stich gelassen, wo diese die Inhalte und Geltungsansprüche der in unserem Land gelebten Kultur verständlich formulieren, klar erkennbar vor Augen führen und in redlicher Wertschätzung halten könnten.

In Wirklichkeit aber zerfällt deutscher Patriotismus, ebenso wie der Diskurs über ihn, entlang der Milieuübergänge zwischen den ‚einfachen Leuten‘ und den Gebildeten oder Intellektuellen. Auf der einen Seite lebt da ein ziemlich ungebrochener alltagspraktischer Patriotismus, reichend vom immer noch ernst gemeinten Lob ‚deutscher Wertarbeit‘ in Technik und Wirtschaft bis hin zur besonderen Freude am Erfolg deutscher Sportler. Solchen Patriotismus zu bekunden, ist selbst unter Intellektuellen wenig riskant. Doch diesem alltagspraktischen Patriotismus fehlt in Deutschland seine intellektuelle Abrundung und integrierende Repräsentation. Wo es im öffentlichen Diskurs der Gebildeten und Politiker um Patriotismus geht, dort überwiegend in einer geschichtspolitisch ausgerichteten und moralpädagogisch überwölbten Reflexion auf die Untiefen, Irrwege und Sackgassen gerade des deutschen Patriotismus. Das alles zu thematisieren, ist zwar richtig und wünschenswert. Doch *ausschließlich* dies zu erwägen, vergällt vielen Intellektuellen allein schon die Zugehörigkeit zum deutschen Volk, lässt ihnen jede Rede von deutscher Kultur peinlich sein und macht ihnen den Umgang mit den Symbolen Deutschlands höchst verdrießlich.

Blindstellen haben also beide Entfaltungsformen des

deutschen Patriotismus und seiner diskursiven Vergegenwärtigung. Obendrein fühlen sich einfache Leute von den intellektuellen, künstlerischen und politischen Eliten des Landes nicht nur im Stich gelassen, sondern oft sogar provoziert, wenn es um ihren Wunsch geht, sich arglos mit ihrem Land und seinen Leistungen zu identifizieren und auf das alles auch stolz sein zu dürfen: Deutsche Intellektuelle wittern nämlich gern Deuschtümelei, Schlusstrichmentalität und Revisionismus, wo von Deutschen gut über ihr Land, seine Geschichte und Kultur gesprochen wird. Deutschlands Politiker, vor allem auf der Linken, fügen dem voll Kampfeslust oft noch hinzu, der Wunsch nach Patriotismus solle doch nur von ungelösten sozialen Problemen ablenken, diene dem Buhlen um rechtsradikale Wähler und grenze alle integrationshemmend aus, die zwar in Deutschland lebten, doch keine Deutschen wären. Außerdem reizen beide Seiten einander gern mit dem bewussten Übergehen von Tatsachen und Zusammenhängen, die eben *auch* zu bedenken wären, desgleichen mit einem Überschuss an Kritik, Unterstellungen und Angriffen, der oft ins Hysterische reicht. Vaterlandsvergessene Nestbeschmutzer sehen viele aus dem einfachen Volk in den Reihen der Politik- und Bildungseliten, wollen ihrerseits aber wenig von jenen schlimmen Folgen wissen, zu denen deutscher Nationalismus einst ja wirklich führte; und verstockte Ewiggestrige erkennt die linksliberale Intellektuellen- und Politikerschlar, wo überhaupt ein Verlangen nach Patriotismus aufkommt. Das rät rasch zum Griff nach dem Gegenmittel: zum Wegdefinieren überhaupt schon des Sinns von Begriffen wie Patriotismus, Vaterlandsliebe oder Heimatstolz; zur umsichtigen Verteufelung der jeweils gemeinten Sache; überdies zum sprachlichen Schachzug, statt vom deutschen Volk lieber von der deutschen Bevölkerung oder von den ‚Menschen in unserem Land‘ zu sprechen – so dass die Frage nach wünschenswerten kultu-

rellen Gemeinsamkeiten über die allgemeinen Menschenrechte hinaus schon gar nicht mehr sinnvoll gestellt werden kann. Solchermaßen verharret man hierzulande in einer Art kulturellem Guerillakrieg. Der zeitigt aber so viele Verletzungen und Verluste, dass es wünschenswert wäre, ihn zu beenden.

Hypotheken des deutschen Patriotismus

Warum Deutschland beim Patriotismus so eigentümlich ist, liegt auf der Hand: Diese Nation ist zutiefst traumatisiert. An einem Völkermord nicht – was schlimm genug wäre – als das Volk der Opfer, sondern gar als jenes der Täter beteiligt gewesen zu sein, ist eine seelische Last und schwere moralische Hypothek auch für die Nachgeborenen. Nicht viel leichter ist die Bürde einer Nation, die in keinen vierzig Jahren zwei Niederlagen in zwei als Existenzkämpfen geführten Weltkriegen erlitten hat – und eine davon in einem Weltkrieg, der in Europa allein von der deutschen Regierung aus verbrecherischem Mutwillen angezettelt wurde und weit über Europa hinaus allergrößtes Unglück brachte.

Schwere Lasten sind es auch, die der nach Deutschland heimkehrende Krieg dem deutschen Volk auferlegte: Millionen von Kriegs- und Vertreibungsoffern; die Zerstörung seiner Städte und gleichsam eines Großteils seiner Seele; den endgültigen Verlust eines Viertels seines Siedlungsgebiets und der dort einst lebendigen deutschen Kultur; die jahrzehntelange Spaltung des Landes samt dem wirtschaftlichen Ruin seines östlichen Teils; die Verlängerung der Diktatur der Nationalsozialisten durch die der Kommunisten. Obendrein beruhten die deutschen Verbrechen auch auf viel aufrichtigem Glaubenwollen und widerlich ausgenutzter Opferbereitschaft. Wenn nun aber das Ergeb-

nis all dessen doch nur der Holocaust, der Ruin des Landes und die Zerstörung so vieler Ideale war, echter, falscher und auch einfach nur missbrauchter: Wie sollte da nicht der Wunsch aufkommen nach einem Schlussstrich unter das 1871 begonnene Experiment deutscher Nationalstaatlichkeit? Wie nicht die Hoffnung, Europa werde die Deutschen von ihrer unglücksstiftenden Nation wieder erlösen – und unsere Nachbarn von einem überstarken Deutschland in Europas Mitte?

Tatsächlich wünschen sich viele Deutschland lieber als einen geographischen Namen denn als einen politischen und emotionalen Rahmen ihres Handelns. Wessen Herz für ein eher geographisch denn national bestimmtes Deutschland schlägt, kann dafür auch gute Gründe vorbringen – zumal wenn er zweifelsfrei ein Demokrat ist. Denn das Kreuz mit dem deutschen Patriotismus begann so recht mit dem Misslingen einer Verbindung von Nation und Demokratie im 19. Jahrhundert. Deutschlands Patriotismus war seither meist mit dem Obrigkeitsstaat verbunden, eine über den Nationalstaat hinausweisende internationale Orientierung hingegen oft mit dessen demokratischer Kritik. Es entstand der deutsche Nationalstaat ja nicht gemeinsam mit der Demokratie, wie etwa im revolutionären Frankreich, sondern – seit dem Scheitern der Revolution von 1848/49 – gerade ohne sie. Also identifizierte sich der deutsche Patriot vor allem mit Volk, Fürst und Kaiser. Von Demokraten hingegen fühlte er sein Land gefährdet und später, im Untergang des Kaiserreiches, gar verraten. Für die Weimarer Republik war das eine niederdrückende Erblast der mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg verbundenen Revolution von 1918. Allenfalls Vernunftrepublikaner und Vernunftdemokraten mochten anschließend die meisten patriotischen Herzensmonarchisten sein. In diese misslungene Hülle der Haltung einesteils zur eigenen Nation, andernteils zur Demokratie trat dann der Nationalsozialismus. Er setzte – auf geschicht-

lich tief abgestützten Traditionen des deutschen Autoritarismus aufruhend – gar eine Identifikation von Nation und Diktatur ins Werk.

Seither klingt in Deutschland Patriotismus vielen nach Faschismus und soll demokratische Gesinnung oft genau das überwinden, was ihr doch – nach allen bisherigen geschichtlichen Erfahrungen – gerade den Gestaltungsrahmen gibt: nämlich den Nationalstaat als politische Organisation von Leuten, die sich selbst regieren wollen. Um dem vergifteten Zusammenhang von Nation und Patriotismus zu entgehen, ersann man in der Bundesrepublik Deutschland sogar eine Aushilfskonstruktion: den Verfassungspatriotismus. Denn Patriot im guten Sinn des Wortes wollte man schon sein. Nur sollte die ‚patria‘ nicht geographisch definiert werden, nicht bezogen auf ein bestimmtes Volk, sein Siedlungsgebiet und seine kulturellen Besonderheiten. Festlegen wollte man sich allenfalls auf gemeinsame politische und rechtliche Grundsätze, unter denen dann auf dem gleichen Gebiet zusammenleben sollte, wer immer sie zu akzeptieren bereit war. Ähnliches geschah in der DDR: Dort erfand man eine neue, sozialistische Nation, die mit der bürgerlichen Nation im Westen nichts Wichtiges mehr gemein haben sollte. Das konnte die dauerhafte Existenz zweier Staaten auf jenem Gebiet rechtfertigen, wo sich einst eine deutsche Nation mit deutscher Kultur erhoben hatte.

Der westdeutsche Griff zum Integrationsprinzip des Verfassungspatriotismus hatte sicher andere Motive als jener der SED zum Abgrenzungsprinzip einer sozialistischen Nation. Er wirkte darin aber gleich, dass Deutschsein nun für viele in beiden Staaten recht unwichtig werden konnte, und er führte zum Doppelversuch einer gleichsam ‚post-nationalen‘, das gemeinsam Deutsche an Deutschland loswerdenden Staatsbegründung. Attraktiv war am westdeutschen Verfassungspatriotismus vor allem, dass er der

Bonner Republik einen Bezugsrahmen neuen, besseren Typs zu geben versprach, als ihn die so unbestreitbare wie ungeliebte nationale Kontinuität zwischen dem Deutschem Reich und der Bundesrepublik Deutschland anbot. Obendrein stellte er in Aussicht, wirklich alle Volksgruppen, Minderheiten und Zuwanderer zu einer postnationalen multikulturellen Bevölkerung zu integrieren. Denn als in der Bundesrepublik Deutschland wirklich angekommene Mitbürger wünschte man sich gleichsam nicht türkische Deutsche, sondern demokratisch gesinnte Türken mit Deutsch als Zweitsprache.

Stärken und Grenzen von Verfassungspatriotismus

Nun zeigt sich aber mehr und mehr, dass dieser normative Bezugsrahmen von Patriotismus nicht mit jenem faktischen Bezugsrahmen von Patriotismus identisch ist, der sowohl von den lange schon Ansässigen als auch von den Zuwanderern tatsächlich verwendet wird. Zum einen lässt sich mit Verfassungspatriotismus, wie ihn die deutschen Bildungs- und Politikeliten verfechten, der alltagspraktische Patriotismus der meisten Deutschen ohnehin nicht beseitigen. Genau auf ihn treffen also die meisten Zuwanderer. Ihrerseits wollen sie meist ebenfalls nicht nur die bundesdeutschen Verfassungsprinzipien und die deutsche Sprache zum Angelpunkt ihres kulturellen Selbstverständnisses machen. Mehr aber bekommen sie an verbindenden Gemeinsamkeiten von Verfassungspatrioten nicht angeboten. Im Grunde läuft das entweder hinaus auf eine Zurückweisung kultureller Integrationswünsche oder auf die Hinnahme einer Multikulturalität, die von Parallelgesellschaftlichkeit nicht mehr zu unterscheiden ist.

Nun ist gegen eine gemeinsame Sprache ebenso wenig einzuwenden wie gegen die wertvollen Prinzipien der frei-

heitlichen demokratischen Grundordnung. Bloß hat sich ein allein hierauf ausgerichteter Patriotismus klar vom Bezugsrahmen einer Nation gelöst. Dann muss allerdings nicht wundern, wenn derart verwaistes nationales Denken anschließend Wege nimmt, auf denen ihm Verfassungspatriotismus nicht mehr folgen kann. Wünschenswert wäre das nicht: Verfassungspatriotismus hat sich als Patriotismus auch von Deutschen ja aufs engste mit der Idee freiheitlicher Demokratie verbunden, was einem großen Sprung unserer politischen Kultur hin zu neuen, zu besseren Zuständen gleichkommt. Trotzdem ist die Integrationsleistung *allein* von Verfassungspatriotismus recht schwach. Er ist zwar ethisch und intellektuell höchst attraktiv. Doch seinem Empfindungsspektrum fehlt jene emotionale Bindung an die Leute im Land, die für zusammenhaltenden Gemeinsinn so wichtig ist. Verfassungspatriotismus allein reicht weder aus, um Zuwanderern mehr entgegenzubringen als an Vorbedingungen geknüpfte Toleranz, noch dafür, dass auch unter den Zuwanderern eine innere Bindung an jene eingesessenen Mitbürger entsteht, in deren Mitte sie doch leben werden. Und nachgerade zu einer Ausgrenzungsdoktrin wird Verfassungspatriotismus, wenn etliche seiner Prinzipien wichtigen Gruppen von Zuwanderern als unvereinbar mit jener Kultur gelten, in der sie nun einmal den Kern ihrer Identität finden und von welcher sie auch im neuen Heimatland nicht lassen wollen. Das alles erleben wir derzeit und sehen vielerlei Illusionen zusammenbrechen. Überall zeigt sich: Gemeinsame Verfassungsprinzipien und Sprache können nicht ersetzen, was an sozialer und kultureller Integration nun einmal fehlt. Hingegen kann soziale und kulturelle Integration selbst dort konfliktentschärfend wirken, wo es an innerer Bindung an gemeinsame Verfassungsprinzipien noch mangelt.

Ein Blick in die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts führt erst recht vor Augen, wie tragisch die Beschnei-

derung eines in Deutschland akzeptablen Patriotismus um die Dimension der Kultur ist. Was nämlich der Deutschen Vaterland wäre, was ihre sinnvollerweise auch staatlich zu integrierende ‚patria‘ sei, das war ja so sehr umstritten, dass 1866 die Reichseinigung mit dem letzten innerdeutschen Krieg begann. Umstritten war sogar, ob sich die deutsche Kulturnation überhaupt als Staatsnation ausgestalten lasse. Doch immerhin zweifelte damals noch niemand an allein schon der Existenz einer deutschen Kultur und auch nicht daran, dass diese sich, ‚soweit die deutsche Zunge reicht‘, nun wirklich als Leitkultur eigne. Jetzt aber, da eine deutsche Staatsnation wieder zweifellos besteht und auf absehbare Zeit auch nicht zerfallen wird, bestreiten viele die Existenz, die Benennbarkeit konkreter Inhalte sowie den integrierenden Wert einer deutschen Kultur mit großer Angriffslust – so, als ob sich das gemeinsame deutsche Haus gerade dann angenehm bewohnen ließe, wenn es seiner Innenausstattung beraubt und auf einen allein technisch vollendeten Rohbau reduziert würde.

Als nach dem Zweiten Weltkrieg die Nation entlang unterschiedlicher Wertvorstellungen gespalten war, lag es im Westteil Deutschlands gewiss nahe, Gemeinschaftsbildung und Identitätsstiftung eher über die wirklich guten Wertgrundlagen westlicher Demokratien zu suchen als über die vom Autoritarismus geprägte sowie von Weltkriegen, Diktatur und Holocaust moralisch diskreditierte deutsche Nation. Das Schwachbrüstige am bundesdeutschen Verfassungspatriotismus war darum der realpolitischen Lage geschuldet und durchaus nicht irgendwelchen Schwächen jener Verfassungsprinzipien, um die er sich rankt. Doch es wurde am Verfassungspatriotismus die mit ihm bewerkstelligte Ablösung des Patriotismus von der Nation gerade nicht wie ein eines Tages wieder zu behebender Mangel aufgefasst, sondern regelrecht begrüßt wie eine Befreiung von den schwer erträglichen Erblasten deutscher Geschichte

und Kultur. Für einen Verfassungspatrioten konnte nicht nur, sondern *sollte* auch Deutschland als Nation unwichtig sein. Als Hanseat oder Bayer durfte man sich gerne fühlen, ebenso als Europäer oder Weltbürger. Auf das alles konnte man sogar Stolz bekunden, ohne Anlass zu geben für Zweifel an der eigenen demokratischen Gesinnung. Doch sobald man sich als Deutscher verstand und präsentierte, krochen stets nagende Zweifel empor: Deutschtum und Demokratie – das schien nicht zusammenzupassen. Da war eine offene Wunde, an die man besser nicht rührte. Erst die Wiedervereinigung mit dem Ende jeder deutschen Diktatur erlaubt es womöglich, diese Wunde vernarben zu lassen. Denn jetzt gibt es wieder einen gemeinsamen Staat der Deutschen; er ist ein demokratischer Staat; und wir haben die Chance, Demokratie und Nation schließlich doch noch zur Deckung zu bringen. Patriotismus bleibt dabei stets demokratischer Verfassungspatriotismus; doch er bezieht sich auch auf eine kulturell zusammenzuhaltende Bevölkerung in einem festen, uns zur Bewahrung und Gestaltung anvertrauten Gebiet.

Tatsächlich ist der einzige bewährte Bezugsrahmen für Demokratie bislang der Nationalstaat. Außerhalb seiner haben wir so gut wie keine Erfahrungen mit funktions-tüchtiger Demokratie. Das Europäische Regierungssystem macht zwar wichtige Schritte auf dem Weg zur Demokratisierung; doch demokratisch wie ein Nationalstaat wird es allenfalls in ferner Zukunft funktionieren. Und auf internationaler Ebene oberhalb von Europa haben wir noch überhaupt keine demokratischen Strukturen. Darum kommt am Nationalstaat noch lange Zeit nicht vorbei, wer der freiheitlichen demokratischen Grundordnung nachhaltigen Bestand wünscht. Also braucht es auch weiterhin die Verbindung von Demokratie und nationalem Patriotismus. Wohl mag dort, wo – wie in der Europäischen Union – eine kulturell plausible supranationale Gemein-

schaft besteht, einst auch supranationaler Patriotismus ins Leben treten. Man sollte ihn auch fördern. Vielleicht spielen eines Tages ja französischer und polnischer Patriotismus innerhalb der Europäischen Union dieselbe Rolle wie sächsische und bayerische Heimatliebe im Rahmen Deutschlands. Bis dahin werden aber noch viele Jahrzehnte vergehen. Während dieser Zeit bleibt für demokratisch ausgerichteten Patriotismus die Nation der zentrale Bezugsrahmen.

Aufgeklärter deutscher Patriotismus

Was aber wären die Inhalte eines aufgeklärten deutschen Patriotismus? *Erstens* muss er ein auf die freiheitliche demokratische Grundordnung bezogener Verfassungspatriotismus sein: eine offen bekundete und allem politischen Handeln zugrunde gelegte Zuneigung zu jener politischen Ordnungsform, die Deutschland unter allen Staatsformen, mit denen es unser Land je versucht hat, nun wirklich am besten bekommen ist. Verfassungspatriotismus ist somit kein ‚linkes Gegengift‘ zu einem gleichsam rechten nationalen Patriotismus; er ist vielmehr wesentlicher Bestandteil eines aufgeklärten nationalen Patriotismus.

Zweitens äußert sich deutscher Patriotismus im politischen Handeln und Sprechen aus einem Gesamtverständnis der deutschen Geschichte und Kultur heraus. Dabei muss es kein Nachteil sein, dass Deutschland heute keine gemeinsamen Gründungsmythen mehr kennt und auch – abseits der Erinnerung an Nationalsozialismus und Holocaust – keine kollektiv verbindlichen Geschichtserzählungen mehr pflegt. Zwar können populäre Gründungsmythen und Geschichtserzählungen überaus einprägsame Wegweiser zum gemeinsamen Wert- und Selbstverständnis sein, wie in den USA die Erinnerung an die ‚Mayflower‘ oder an

Lincolns Rede von Gettysburg. Doch für so eindeutige Ausschilderungen ist die deutsche Geschichte zu vielgestaltig. Auch darum wird es fruchtbar sein, unser Geschichtsdenken aus der Fixierung auf den Nationalsozialismus zu lösen: Deutschlands Geschichte und deren Lehren umfassen einfach mehr als die zwölf Jahre des deutschen Faschismus. Sie umfassen ebenfalls mehr als die vierzig Jahre der SED-Diktatur. Doch beides gehört eben auch zur deutschen Geschichte, und zwar ohne dass deren ganzer Rest nur eine Vorgeschichte der deutschen Diktaturen, eine büßend-sühnende Nachgeschichte nationalsozialistischer Verbrechen oder ein Nachholen westdeutscher Entwicklungen in den neuen Bundesländern wäre.

Also ist es Zeit, wieder das Ganze in den Blick zu nehmen: das sächsisch-salisch-staufische Deutschland ebenso wie das auf friedliche Streitbeilegung ausgerichtete Gefüge des nachwestfälischen Reiches, den Kosmopolitismus der deutschen Klassik nicht minder als die Leistungskraft deutscher Wissenschaft und Technik. Wie lächerlich mutet es obendrein jeden Kenner an, wenn da einer die Musik von Schütz oder Bach als für Deutschlands heutige Kultur belanglos hinstellt oder umgekehrt zum Ausdruck allein einer Weltkultur erklärt, oder wenn jemand sich daran macht, die Werke Haydns, Mozarts und Beethovens von Erbstücken deutscher Kultur zum Teil einer exklusiv österreichischen Kultur zurechtzudeuten – und das beim Blick auf eine Zeit, in der die deutschen Kaiser aus dem Hause Habsburg kamen und im Anschluss an welche Österreich die Präsidialmacht des Deutschen Bundes war! Wie albern wäre es auch, die Frankfurter Paulskirche und das Brandenburger Tor, das Münchner Olympiastadion und die Dresdner Frauenkirche nicht einer deutschen Kultur zuzurechnen, sondern allenfalls hessischen, preußischen, bayerischen und sächsischen Teilkulturen – oder gleich einer Universalkultur! Und natürlich dürfen Deut-

sche auf das alles ebenso stolz sein wie Nachkommen auf die Lebensleistung tüchtiger Eltern und Großeltern. Wer es hingegen ausschlägt, sich mit freudigem Respekt in solche Traditionen zu stellen und aus ihnen Ansporn oder Maßstäbe für eigenes Handeln zu gewinnen, der wirkt so sonderbar wie ein Kind aus gutem Hause, das keine Gelegenheit auslässt, sich von seinen Eltern zu distanzieren und für wenig schätzenswert zu erklären, was diesen einst wichtig war. Doch so sind, so wirken wenigstens, viele Deutsche von heute.

Man versteht auch, warum das so ist: Das praktisch-politisch wichtigste Verhältnis zu unserer Geschichte und Kultur betrifft nun einmal auf noch unabsehbare Zeit den Nationalsozialismus als die zentrale, bis heute nachwirkende Katastrophe unseres Volkes. Darum muss es gerade hierzu unter deutschen Patrioten völlige Klarheit nicht nur in der inneren Überzeugung geben, sondern auch in der privaten wie öffentlichen Rede. Grundsätzlich sind die Verbrechen des Nationalsozialismus – darunter Diktatur, Völkermord und Angriffskrieg – weder zu rechtfertigen noch zu relativieren. Sie werden auch nicht deshalb kleiner, weil sie schon lange zurückliegen; weil keiner, der heute Verantwortung trägt, an ihnen schuld ist; oder weil die Kommunisten – wie im Schwarzbuch des Kommunismus nachzulesen ist – noch mehr Millionen Menschen auf dem Gewissen haben als die Nationalsozialisten. Es gibt aber auch keinerlei Grund, *nicht* traurig zu sein und Trauer zu bekunden über das, was Deutschland aufgrund der Schreckensherrschaft des Nationalsozialismus widerfahren ist: von der Verarmung seiner Kultur durch die Vertreibung und Ermordung insbesondere auch der jüdischen Deutschen über die Vernichtung der Leistungskraft so vieler Kriegsoffer an der Front und in der Heimat bis hin zur Flucht und Vertreibung so vieler Deutscher aus ihren angestammten Siedlungsgebieten und zur Zerstörung des Glau-

bens überhaupt an das Bestehen oder gar an den Wert einer deutschen Kultur. Die jahrzehntelange Unfähigkeit, alle diese Verluste zu betauern, auch öffentlich zu betauern, ist bestimmt ein weiterer Grund, warum es so überaus verklemmte Beziehungen der Deutschen zu ihrer Nation gibt. Und freilich sind beide Gruppen von Tatsachen stets in ihrem Verursachungszusammenhang vor Augen zu führen: Was den Deutschen an Unrecht geschah, ist Folge des Unrechts, das die Nationalsozialisten zuerst taten. Darum sind mit aller Kraft Wiederholungen jener falschen Weichenstellungen zu verhindern, die einst den Nationalsozialismus entstehen, groß werden und an die Macht gelangen ließen. Das dreifache ‚Nie wieder‘ zu Diktatur, Angriffskrieg und Völkermord muss also ein Anker von deutscher Kultur und von deutschem Patriotismus bleiben.

Drittens gehört zum Patriotismus der Deutschen die Verbundenheit mit ihrer jeweiligen Heimatregion, die innere Bindung an deren Mundart, Landschaft und Bräuche. Unter den Zuwanderern wird das auf lange Zeit die innere Bindung an ihre Herkunftsländer einschließen. Vor allem in solcher Heimatliebe, die unter Zuwanderern hoffentlich mehr und mehr die neue Heimat einschließen wird, wurzelt jener alltagspraktische Patriotismus der einfachen Leute, denen der intellektuelle Zugang zum Patriotismus über Verfassungsprinzipien oder Lehren aus unserer Geschichte fremd und gesucht erscheint. Diesen regionalen Patriotismus sollte man aber nie vom auf die Nation bezogenen Patriotismus abkoppeln lassen. Einerseits gibt es den Nationalstaat der Deutschen nun einmal. Andererseits waren Deutschlands Regionen ja voll und ganz einbezogen in die nationalsozialistische Katastrophe, weshalb es ohnehin nicht gelingen wird, sich durch Flucht ins Regionale der Verantwortung fürs Nationale zu entziehen. Vor allem aber werden Zuwanderer ja nicht zunächst einmal Hessen oder Schwaben werden, sondern eben Deutsche. Das ver-

langt dann aber auch nach einer klaren Vorstellung von dem, was es über den Besitz eines bundesdeutschen Passes hinaus bedeuten mag, ein Deutscher zu sein: Zugehörigkeit zu einer auch in kulturellen Gemeinsamkeiten lebenden Bevölkerung – oder nur Teilhabe am gemeinsamen Siedlungsrecht von einander fremd bleibenden Ethnien auf deutschem Staatsgebiet?

Viertens gehört zu deutschem Patriotismus eine nicht nur tatkräftig ins Werk gesetzte, sondern immer wieder auch in ganz selbstverständlicher Weise bekundete Zuneigung zum eigenen Land und zu dessen Leuten, zu Deutschlands Kultur und zu seinen Geltungsansprüchen als freiheitliche, demokratische und friedliebende Nation. Dem gesellschaftlichen Zusammenhalt wäre in der Tat viel geholfen, würde Vaterlandsliebe dieser Art nicht nur empfunden, sondern auch immer wieder zum Ausdruck gebracht. Soll Integration gelingen, muss nämlich mal um mal vor Augen geführt und diskursiv ebenso wie symbolisch in Geltung gehalten werden, was einen mit den anderen verbindet und zum gemeinsamen Handeln im Dienst des Gemeinwohls antreibt. Besonders wichtig ist das in Zeiten, da längst nicht alle Probleme gesellschaftlichen Zusammenhalts und sozialer Gerechtigkeit gelöst oder wenigstens im Griff sind – und somit im Normalfall.

Gut über das eigene Land und seine Bevölkerung zu sprechen, ist die eine Weise, gerade auch in schwierigen Zeiten Motivation für tätigen Gemeinsinn zu stiften. Die Pflege nationaler Symbole ist die andere. Auch sie sollte darum zum praktizierten Patriotismus gehören. Im bundesrepublikanischen Deutschland könnte das im Grunde so leicht sein. Die Fahne steht seit dem 19. Jahrhundert für die – am Schluss doch noch siegreiche – Auflehnung gegen Autoritarismus und Partikularismus; und der Text der Hymne, eindeutig festgelegt nach der Wiedervereinigung, fordert völlig klar zum guten Tun für eine gute Ordnung

auf. Bloß kennen diese Worte allzu wenige Deutsche, zumal es immer wieder als nationalistischer Unfug hingestellt wird, sie schon Schülern zu lehren. Doch wem soll es wirklich schaden, wenn er als Aufforderung für sein Handeln vernimmt: „Einigkeit und Recht und Freiheit / für das deutsche Vaterland! / Danach lasst uns alle streben / brüderlich mit Herz und Hand! / Einigkeit und Recht und Freiheit / sind des Glückes Unterpfand. / Blüh im Glanze dieses Glückes, / blühe, deutsches Vaterland!“ Im übrigen bräuchte es schon ein gerüttelt Maß an bösem Willen, um aus diesen Versen abzuleiten, *nur* ums eigene Land und dessen Glück solle es den Deutschen gehen ...

Obendrein eignen sich die neuen Staatsbauten in Berlin vorzüglich, wichtiges Erbe deutscher Geschichte samt deren freiheitlicher Neuausrichtung vor Augen zu führen und in emotionale Tiefenschichten, in gemeinsame Bilderwelten einzubringen. Da ist der Reichstag mit seiner inzwischen so populären Verbindung von Historismus und Moderne; da sind die Parlamentsneubauten mit ihrer Balance aus Wucht und Leichtigkeit; da ist das Bundeskanzleramt mit seiner ganz und gar nicht vergangenheitsorientierten und trotzdem die Tradition europäischer Herrschaftsarchitektur klar wahrenen Machtgeste; und da ist das Holocaust-Denkmal, wo es ganz unmittelbar in die Abgründe unserer Geschichte hinabzusteigen gilt und jeder für sich, ohne Schutz und Kontrolle eines Kollektivs, mit den Ermordeten mitfühlen, mit den Mördern ins Gericht gehen und über seine persönlichen Aufgaben ins Klare kommen kann.

Natürlich wird deutscher Patriotismus nie wieder so flach sein dürfen, wie er früher einmal war oder wie der Patriotismus in anderen, selbst unzweifelhaft freiheitlichen Staaten heute noch zu sein pflegt. Er muss vielschichtig sein und Dinge umschließen, die sich nicht von allein zusammensetzen. Das verlangt nicht wenigen Konservativen im von ihnen empfundenen Patriotismus die Füllung intel-

lektueller Leerstellen ab, während es bei vielen Linken wieder Liebe zum eigenen Land zu erwecken gilt. Wenn ein reflektierter, in sich stimmiger deutscher Patriotismus entstehen soll, wird also jede Seite dazulernen und Mängel an Herzens- oder Verstandesbildung beheben müssen.

Zur Kritik am ‚deutschen Patriotismus‘

Doch leider rundet sich hier seit langem nichts. Der Blick auf die ganze deutsche Geschichte gerät rasch zur Suche nach den Ursachen und Folgen des Nationalsozialismus oder wird verweigert mit dem Einwand, die guten Zeiten der Deutschen dürfe man nicht ‚missbrauchen‘, um die NS-Diktatur ‚geschichtspolitisch zu neutralisieren‘. Die Rede von einer ‚deutschen Kultur‘ wiederum provoziert unweigerlich Angriffe oder offenbart Missverständnisse, und zwar aufrichtige nicht minder als absichtsvolle. ‚Deutsche‘ Kultur gäbe es gar nicht, denn allzu sehr unterschieden sich die Bayern von den Mecklenburgern. Ein wie leichter Scheinsieg – denn Vielgestaltigkeit und Multikulturalität gehören doch seit jeher zu Deutschland! Man könne also gar nicht angeben, worin deutsche Kultur überhaupt bestehe? Das möge man Marcel Reich-Ranicki ins Gesicht behaupten, sobald er von der deutschen Literatur als jener portablen geistigen Heimat spricht, aus der man ihn selbst im Warschauer Ghetto nicht ausweisen konnte! Worin deutsche Kultur denn konkret bestünde – und bitte in einem einzigen Satz! Ein wie beschränkter Bildungshorizont des Fragenden äußert sich in dieser Pose – so als gäbe keine Quantenphysik, falls man ihren Inhalt nicht auch Ahnungslosen mit wenigen Worten darlegen könne! Wie man denn das ‚Deutsche‘ an unserer Kultur von ‚Nichtdeutschem‘ genau abgrenzen könne? Als ob es notwendig wäre, Dinge zunächst einmal von ihren Abgrenzungen her vor Augen zu führen, und als

ob nicht gerade kulturelle Sachverhalte sich viel besser von ihrem wenig umstrittenen Kern her erschließen – wichtige Züge der deutschen Kultur etwa her von Luther und Bach oder von Nietzsche und Bismarck! Nichts an ‚deutscher Kultur‘, außer vielleicht Wotan und Freya, sei wirklich deutsch, sondern bloß von Deutschlands Nachbarn übernommen ... Als ob Kultur je etwas anderes sein könnte als eine ‚Geschichte‘ von Sedimentierungen aller Art!

Doch *dass* eben auf einem Flecken Erde – unter Beteiligung der Ansässigen, der Zuwanderer, der Durchreisenden und derer, die aus der Ferne vorbildhaft wirken – etwas Eigenartiges und andernorts gerade nicht so Beschaffenes entstand, *ist* doch die besondere Kultur eines Landes und seiner Leute. Und wenn sich das allgemein so verhält, wird derlei im Falle Deutschlands nicht anders sein als in jenem Frankreichs, dessen – dort ‚Zivilisation‘ genannte – Kultur schon in ihrer Existenz zu bestreiten jedem Gebildeten recht merkwürdig und wenigstens einem Franzosen ganz abwegig vorkäme. Und natürlich wird jede Kultur sich durch die Dynamik vorhandener und durch den Eintrag neuer Kulturelemente auch verändern: durch technische Revolutionen und kulturelle Renaissancen, durch Zuwanderung, durch Übernahme fremder kultureller Muster. Nach einiger Zeit mag die zuvor bestehende Kultur nicht mehr wiederzuerkennen sein, jedenfalls nicht auf den ersten Blick, und zwar so wenig wie das eiszeitliche Deutschland in den Bildbänden zu seiner heutigen Landschaft. Aber das ändert doch nichts an der Identität oder Kontinuität einer geschichtlich sich wandelnden Landschaft oder Kultur – und auch nichts daran, dass die jeweils heute ihre Gegenwart gestaltenden Menschen jedes Recht haben, sich die einen Weiterentwicklungen ihrer Kultur lieber zu wünschen als die anderen, oder sich gegen manche Neusedimentierung eher zu sperren, manch andere aber gerne zuzulassen oder gar herbeizuführen.

Recht hartnäckig wird vor allem abgelehnt, Zuneigung zu unserem Land und Volk zu bekunden – meist unter Verweis auf Gustav Heinemanns Satz, er liebe doch nicht den Staat, sondern seine Frau. Als ob, ganz gegen alle Erfahrung, nur Menschen und nicht auch Gruppen von Menschen oder sogar Dinge Gegenstand liebevoller Zuwendung werden könnten! Doch am liebsten gehen die Deutschen bewusst kalt mit ihrem Land, mit ihrem Volk und mit dessen Geschichte um, als überaus scharfe Richter in den Sachen ihrer Eltern, Großeltern und Vorfahren. Kaum einmal merken sie, wie sehr solch unverlangter Liebesentzug sie auch selbst bestraft: mit einer öffentlichen Kultur hochfahrender Härte, mit lustlosem Laborieren an Land und Leuten, und mit einer recht verletzenden Ausgrenzung derer, die frühere Irrtümer eingesehen haben und sich, nicht selten bewusst wiedergutmachend, wieder in den Dienst ihres nunmehr veränderten Landes stellen wollen – ganz gleich ob als einstige Nazis oder als ehemalige Träger der SED-Diktatur. Im Grunde verfahren die Deutschen seit ihrer befreienden Besiegung mit ihrer verletzten Nation so wie einst mit ihren zerstörten Städten: Verbissen ins Loswerden des Unglücks legten sie nicht nur Ruinen, sondern auch unbeschädigte Gebäude nieder, bebauten die planierten Flächen besten Willens mit zeitgeistiger Architektur – und wurden alsbald verstört von der ganz unerwarteten Unwirtlichkeit ihrer in bester Absicht so inhuman umgestalteten Städte.

Immerhin hat der Umbau des Aufbaus inzwischen begonnen, ebenso die Rückgewinnung historischer Räume – länger schon in den Städten, kürzer erst in der geschichtlichen Erinnerung und politischen Kultur. Die Härte gegen die eigene Nation beginnt sich zu mildern, vielleicht auch die Selbstgerechtigkeit und Fühllosigkeit der Nachgeborenen. Trauer über das eigene Land und Volk kann man allmählich zeigen ohne Vorwurf zu erregen, man wolle die

Geschichte revidieren oder das Leid derer relativieren, die deutschen Verbrechen zum Opfer fielen. Brechts Verse mag man neu entdecken, die nichts beschönigen und trotzdem mit Wärme von unserem Land sprechen: „O Deutschland, bleiche Mutter! / Wie sitztest du besudelt / Unter den Völkern. / ... / Wie haben deine Söhne dich zugerichtet / Dass du unter den Völkern sitztest / Ein Gespött oder eine Furcht!“ Eben aus Trauer darüber, wie Deutsche und ihre provozierten Gegner unser Land zugerichtet haben, kann Mitleid erwachsen – und dann auch Zuneigung zu einem Volk, das ganz ohne Zweifel die Lehren aus seiner Geschichte gezogen und ein neues Deutschland auf guten Wertgrundlagen errichtet hat. In unserer Nation Patriot zu sein, meint darum: mitwirken, dass dieses alte Land weiter blühen kann im Glanz des Glücks von Einigkeit und Recht und Freiheit. Was soll daran schlecht oder gefährlich sein – und was spricht dagegen, dergleichen einen deutschen Patriotismus zu nennen?

Deutscher Patriotismus: ausgrenzend oder integrierend?

Nun wird nicht selten eingewandt, ein auch auf deutsche Kultur ausgerichteter Patriotismus grenze jene Zuwanderer aus, die unser Land doch braucht. Dagegen lässt sich auf jene Sackgassen von Parallelgesellschaftlichkeit hinweisen, in die so viele Zuwanderer immer wieder das Angebot lockt, in unserer Mitte unter Ausblendung von deutscher Kultur und von kulturell vermittelter Gefühlsbindung an Land und Leute leben zu können. Vermutlich wäre unsere Zuwanderungs- und Integrationspolitik also stimmiger, wenn sie von einer positiven Grundhaltung zu Deutschland und seiner Kultur getragen wäre – statt letztlich vom Wunsch, man möge uns mit diesen schrecklichen Deutschen doch nicht länger allein lassen.

Dass man sich mit ihnen am verlässlichsten immer noch auf Deutsch verständigt, wird kaum einer bestreiten! Also verlangen meist auch jene ohne sonderliche Skrupel Deutschkenntnisse von einzubürgernden Zuwanderern, denen ihr Gefühl vermittelt, die Sprache von Hitler, Himmler und Goebbels solle man anderen als den Nachkommen der Täter lieber nicht antun. Doch wie unernst es nicht wenigen Intellektuellen und Politikern mit der Forderung nach allgemeinen Deutschkenntnissen ist, war unlängst zu erleben: Da wurde zu skandalisieren versucht, dass eine von Zuwandererkindern der verschiedensten Herkunftsländer besuchte Berliner Schule sich selbst die Regel auferlegte, an dieser Schule solle nur noch Deutsch gesprochen werden. Dabei ging es hier nur um eine Minimalvoraussetzung gelingender Integration, nicht aber im entferntesten auch nur um die Andeutung, die Sprache von Lessing und Goethe, von Böll und Grass könne vielleicht auch den Zugang zu einer das innere Leben von Zuwanderern bereichernden Kultur erschließen. Wäre derlei ins Spiel gebracht, möchte man einen bis zum Mittleren Osten reichenden Protest gegen ‚Pflichtdeutsch‘ als Herabwürdigung türkischer Kultur und muslimischer Würde ja fast noch verstehen ...

Nicht minder unstimmig ist der Deutschen Umgang mit jenem verfassungspatriotischen Bekenntnis zur freiheitlichen demokratischen Grundordnung, das als Einbürgerungsvoraussetzung in Sonntagsreden immer wieder verlangt wird. Denn kaum machten sich einige Bundesländer daran, solche Sonntagsforderungen in Handlungsanweisungen für den Verwaltungsalltag umzusetzen, regte sich scharfe Kritik nicht nur an den Einzelheiten solcher Vorkerhungen, sondern bereits am Versuch einer derartigen Gesinnungsprüfung. Diese Kritik hat sogar einen höchst stimmigen Kern, an dem sich das Pathos verfassungspatriotischer Rhetorik denn auch bricht. In der Tat ist es diskriminierend, nur von Zuwanderern ein Bekenntnis zu

unserer freiheitlichen demokratischen Grundordnung zu verlangen – unter den Deutschen aber nur von jenen, die in den öffentlichen Dienst eintreten wollen. Was also ist mit den Mitgliedern und Anhängern rechtsextremer Parteien? Wären das vielleicht keine richtigen Deutschen? Doch das Deutschtum von Nazis und Neonazis kann man schwerlich bestreiten. Also wird man einwenden, um ein Überwechseln zur deutschen Kultur gehe es bei der Integration von Einwanderern ja gerade nicht, sondern bloß um die Akzeptanz gemeinsamer Spielregeln. Doch nicht einmal das Grundgesetz fordert von den Deutschen ein positives Bekenntnis zur freiheitlichen demokratischen Grundordnung, sondern nur den Verzicht darauf, sie zu bekämpfen. Warum soll man von Zuwanderern dann mehr verlangen?

Jedenfalls stiften verfassungspatriotische Bekundungen nichts Zusätzliches an Zusammenhalt, sondern bekräftigen allenfalls, was an Praxen oder immerhin Idealen die Leute in einem Land bereits verbindet. Das aber ist ihre politisch relevante Kultur – sowohl die in einem Land schon bestehende als auch jene, die Zuwanderer als Teil ihres kulturellen Erbes mitbringen. Hier zeigen allerdings so viele Schwierigkeiten mit der Integration bewusst islamischer Minderheiten in westliche Gesellschaften, dass Kultur nun wirklich keine private Allüre ohne Bedeutung für den gemeinsamen öffentlichen Raum ist, und dass gerade Religion eben keinen Atavismus darstellt, der im westlichen Milieu wie von selbst auf rein private Praxen zusammenschmelzen würde. Wenn sich das aber so verhält: Reicht dann wirklich ein von kulturellen Selbstverständlichkeiten überhaupt nicht unterfangenes Lippenbekenntnis zur freiheitlichen demokratischen Grundordnung, um die Bevölkerung eines Landes auf Dauer mit einem Gemeinschaftsgefühl auszustatten, das Kultur- und Verteilungskonflikte verlässlich übersteht?

Und warum soll man überhaupt die Chancen einer nachhaltig wirksamen Integration von Zuwanderern *allein* vom Minimalfall dessen her denken, was man allen *verbindlich* abverlangen darf? Kann es nicht auch Gemeinsamkeiten geben, zu denen man andere einfach deshalb *einlädt*, weil man sie selbst als so gut und schön empfindet, dass man sie gerne mit anderen teilt? Anscheinend glauben viele Deutsche wirklich, überhaupt nichts an ihrer Kultur sei liebenswert oder wenigstens so, dass andere es mögen, sich gar von ihm bereichert fühlen könnten. Vielleicht sind es auch genau diese Deutschen, welche Multikulturalität in der Tat *nur* als Bereicherung des eigenen Landes, nicht aber auch als ein solches Reicherwerden von Zuwanderern begreifen können, das sich durch Mitteilen und Teilen unserer eigenen Kultur vollzieht. Womöglich sind es in erster Linie Bildungsmängel, die so vielen die Rede von einer deutschen Kultur als ganz inhaltsleer erscheinen lassen. Der Wirkungszusammenhang wäre einfach genug: Wer jenseits alltagspraktischer Fertigkeiten und fachlichen Spezialwissens eben nichts von deutscher Kultur weiß, wem also Großteile der deutschen Literatur, Musik, bildenden Künste, Gebräuche und Geschichte fremd sind, der mag tatsächlich leicht vermuten, da gäbe es eben auch nichts. Er täuscht sich aber und merkt es nur nicht – obwohl ihn die seit Jahrhunderten so große Anziehungskraft deutscher Hoch- und Alltagskultur leicht eines besseren belehren könnte. Doch solche Selbsttäuschung über den Wert des Eigenen ist wegen deutscher Traumatisierungen und fataler Bildungsreformen weit verbreitet und prägt das Verhältnis dieses Landes sowohl zu sich selbst als auch zu seinen Zuwanderern.

Wie *anders* könnte es auch sein! Kaum ein Bürger der US-amerikanischen Zuwanderernation würde vermuten, Zweifel am Bestehen und am grundsätzlichen Wert der US-Kultur wären vernünftig, oder zurückhaltender Umgang

mit ihr sei angebracht. Eher würde er sich wundern, dass die Deutschen ihren Zuwanderern materiell oft Ansehnliches bieten, doch ideell ein höchst dürftiges Angebot machen: Keinerlei Kulturinhalte werden aufgewiesen, mit deren Aneignung die Perspektive auf ein wirkliches und nicht nur formales Dazugehören verbunden wäre – oder gar irgendwelche Hoffnungen auf ein Stolzseindürfen! Deutschsein wird statt dessen in Aussicht gestellt wie Zahnweh oder Mundgeruch. Doch auch für unser Land wird gelten: Dass Deutsche nicht nur weiß oder braun, sondern ebenso schwarz, rot oder gelb sein können, wird erst dann zum gelebten Alltag werden, wenn den Deutschen – den lange schon ansässigen ebenso wie den vor kurzem zugewanderten – wieder in großer Selbstverständlichkeit das Bestehen einer vielgestaltigen, immer schon vieles Mitgebrachte verlässlich integrierenden deutschen Kultur bewusst und auch erwünscht sein wird, einer Kultur, die nicht nur die Verfassungsprinzipien, sondern auch das Alltagsleben umfasst und in die wirklich jeder eintreten kann, der ihre Werte und Praxen teilen und seine eigenen Traditionen mit den ihren verbinden will. Gerne darf man eine solche Kultur auch eine ‚Leitkultur‘ nennen. Schon sehr absichtsvoll und kunstfertig muss man ja diesen Begriff missverstehen, um sich von ihm auf Abwege geleitet zu fühlen. Doch tatsächlich wird nicht jener den Weg zur kulturellen Ausgrenzung von Zuwanderern oder gar in einen neuen Rassismus einschlagen, der den Begriff der Leitkultur verwendet. Viel eher dürfte der einen solchen Weg gangbar machen, welcher ‚ethnische Deutsche‘ von ‚eingebürgerten Deutschen‘ trennen und in dauerhaft unterschiedlichen Kulturen festhalten will.

Also kann schon vom Ansatz her der Einwand nicht überzeugen, mit der Pflege von deutschem Patriotismus betreibe man das Geschäft fremdenfeindlicher Rechtsextremisten. Ganz im Gegenteil: Wer deutschen Patriotismus

nicht pflegt, der lässt die mächtigen mit ihm verbundenen Gefühle in den Bannkreis der Rechten ziehen. Dort droht ihnen nur neuer Missbrauch – wie in der anfangs so populären Diktatur der Nationalsozialisten, die ja gerade kein Höhepunkt praktizierter Vaterlandsliebe, sondern deren schlimmstmögliche Entstellung war. Müsste es, solche Zusammenhänge vor Augen, nicht eine zentrale Aufgabe aller deutschen Verfassungspatrioten sein, auch nicht den geringsten Teil von deutschem Patriotismus je wieder exklusiv den Rechtsradikalen zu überlassen?

Gewiss ist es nicht leicht, bei unseren geschichtlichen und moralischen Hypothesen in die Wertgrundlagen deutscher Demokratie einen kultivierten deutschen Patriotismus einzubeschließen. Doch diese Schwierigkeiten müssen wir eben aushalten. Bleiben wir also nicht länger in der Position von Beobachtern, die sich zu mehr nicht aufraffen als zur Forderung nach einer Debatte *über* deutschen Patriotismus. Sagen wir einfach, *was* da an Patriotismus sein sollte. Vielleicht erübrigt sich dann jede weitere Diskussion: Es ist doch offenkundig, um wie Sinnvolles und völlig Unanfechtbares es geht. Und wenn das Vorgebrachte nicht überzeugt: dann eben auf zur Gegenrede!